

Seit geraumer Zeit ist schmerzhaft die mangelnde Selbstverständlichkeit und hohe Fragilität liberaler Demokratien wahrnehmbar. Diese Krise ruft das Diktum von Ernst-Wolfgang Böckenförde ins Gedächtnis, wonach der freiheitliche, säkularisierte Staat von Voraussetzungen lebt, die „er selbst nicht garantieren kann“. Der moderne Staat und jedes demokratisch konzipierte Gemeinwesen – auch das der Europäischen Union – sind keine Gegebenheiten, sondern Errungenschaften und fortwährende Projekte, deren Behauptung, Vitalität und Gestaltung in der unveräußerlichen Verantwortung ihrer Bürger liegen.

Bei drei gehender Betrachtung lassen sich drei Faktoren identifizieren, die zwar weder einzeln noch zusammengekommen hinreichend, aber doch jeweils notwendig sind, um den freiheitlich-demokratischen Staat zu erhalten: Gemeinwohl, theoretisch wie praktisch vernünftige und zur Mitteilung fähige und bereit Bürger sowie eine freie, unabhängige Presse und Berichterstattung. Es handelt sich dabei nicht um isoliert nebeneinanderstehende, sondern um interdependente, miteinander verflochtene Pfeiler einer jeden Demokratie.

Der Gemeinwohl ist das Bindemittel, das die Gesellschaft eines Staates in guten wie in schlechten Zeiten im Innersten zusammenhält. Er bildet die Grundlage dafür, dass die Menschen dauerhaft im Diskurs bleiben und gegebenenfalls pragmatische Kompromisse schließen können. Speziell in Deutschland stehen sich seit den siebziger Jahren in der Debatte über Gemeinwohl das Konzept des Verfassungspatriotismus (Sternberger/Habermas) und die Betonung kultureller Nähe beziehungsweise Identität gegenüber. Tatsächlich ist Kultur notwendig, um dem eher rationalen Konstrukt eines Verfassungspatriotismus menschlich-irrationalen Halt zu verleihen. In der EU ist Kultur einer der wichtigsten Integrationsfaktoren. Sie schafft Gemeinwohl. Kultur ihrerseits wird durch Kreative, das heißt Urheber, geschaffen. Deren Schöpfungen machen in vielen Fällen wiederum erst Unternehmer möglich, die investieren und Produktion sowie Distribution organisieren.

Eine Demokratie setzt als Zweites Bürger voraus, die zur Meinungs- und Willensbildung fähig und auch zur Äußerung bereit sind. Ohne aktive Teilnahme einer in jeder Hinsicht kritischen Masse vernünftiger Bürger kann eine liberale Demokratie nicht funktionieren. Wenn sich niemand öffentlich artikuliert, herrscht im Staatsgebäude Totenstille. Unabhängige Voraussetzung einer Selbstartikulation ist Bildung, Bildung (Padeia) war für Platon und Aristoteles die vornehmste Tätigkeitsform des Staates. Die Teilnahme am Gemeinwohl galt als Tugend, das Zoon politikon war das dominierende Menschenbild. Keiner verkörpert den Willen zur Bildung und Mitteilung so ideal wie Sokrates, der als Vater der ersten Aufklärung den Übergang vom „Mythos zum Logos“ (W. Nestle) einleitete. Quelle und Ausdruck von Bildung sind Werke der Literatur, Wissenschaft und Kunst. Sie werden von Urhebern geschaffen.

Allgemeinbildung wird ergänzt durch Alltagsbildung, womit wir zum dritten Pfeiler kommen, einer freien, unabhängigen Presse. Diese Institution gewann erst im Zuge der Nationalstaatsbildung im 18. Jahrhundert ihre besondere demokratiefördernde Bedeutung, als Probleme komplexer, räumliche Distanzen größer und Demokratien repräsentativ mit Volksvertretungen ausgestaltet wurden. Im Raum zwischen Staat und Bürger entwickelte sich eine politisch rätsonierende Gesellschaft, eine kritische Öffentlichkeit, informiert durch eine gegenüber dem Staat freie, unabhängige Presse. In der Gegenwart übernehmen die Funktion einer Alltagsbildung, Informationsvermittlung und -einordnung komplementär zur Presse auch Hörfunk- und Fernsehsender. Nach dem Bundesverfassungsgericht ist eine freie, unabhängige Presse und Berichterstattung durch Rundfunkmedien „für die moderne Demokratie unentbehrlich“. Die genannten Medienunternehmen sind also systemrelevante Einheiten, „too important to fail“. Auf diesem Sektor kann sich „keine Demokratie ein Marktversagen“ leisten (Habermas).

Die von Böckenförde beschriebene abstrakte Gefährdungslage, in der sich der freiheitlich-demokratische Staat seit Beginn der Säkularisation befand, hat sich in Teilen konkretisiert. Der Westen „schwankt“ (Di Fabio). Das Modell staatlich verfasster liberaler Demokratie steht vor einer Vielzahl komplexer Probleme und sucht in seinem Innern nach Sinn, Schwerpunkt und Akzeptanz. In vielen Staaten der westlichen Hemisphäre einschließlich der EU verweigert ihm ein wachsender Anteil von Bürgern die Zustimmung.

Wer sich auf die Suche nach Gründen begibt, stößt auch auf Auswüchse der Digitalisierung, die die drei genannten demokratischen Grundpfeiler disrupieren. Die Protagonisten sind Big Techs wie Facebook oder Google. Das Problem besteht zum einen darin, dass deren netzbasierte, transnationale Geschäftsmodelle mit ihrer grundlegend neuen Formatierung sozialer Interaktion die Fragmentierung der Gesellschaft vorantreiben. Zum anderen haben Big Techs als Intermediäre ohne Kompensation eine Vielzahl wirtschaftlicher Wertschöpfungsketten mit hohem demokratischen Mehrwert aufgebrochen.

am Leben halten, finanziell entkräften. Ein angemessenes und ausreichendes, für das Überleben der Demokratie unabdingbares kulturelles Bildungsangebot wird damit erschwert.

Dass die Digitalökonomie und an ihrer Spitze die großen Intermediäre ungehindert einen derart großen Einfluss auf demokratiekonstitutive Faktoren nehmen konnten, liegt zunächst an einer kurzfristigen Zurückhaltung in der staatlichen Regelungsaktivität unter Verweis auf „technologische Innovation“ als neues Dogma des 21. Jahrhunderts. An einer radikal neoliberalen Logik, wonach Markt und Staat in Antithese zueinander stehen und allein frei waltende Marktkräfte zu besten, weil effizientesten Ergebnissen führen, wurde – in erstaunlichem Vertrauen in eine Bereitschaft zur Selbstregulierung und eine gleichsam natürlich demokratisierende Kraft des Internets – auch dann noch weiter festgehalten, als es im Internet nicht mehr allein um den Handel mit alltäglichen Gebrauchsgegenständen wie Waschmaschinen oder Smartphones ging, sondern nach dem Aufkommen des Web 2.0 auch um persönliche Profile, soziale Bezie-

Unterstützung, Bestärkung und den Schutz der notwendigen Infrastrukturen des Gemeinwesens – wie zum Beispiel der Presse als „Rückgrat der politischen Öffentlichkeit“ (Habermas) – und die Bereitstellung des institutionellen Rahmens tätig werden. Entsprechendes gilt natürlich auch für die EU, die sich zum Wert der Demokratie mit dem Vertrag von Lissabon 2009 ausdrücklich bekannt hat.

Welche rechtlichen Handlungsoptionen aber stehen dem Staat speziell vor dem Hintergrund der geschilderten, durch die Digitalökonomie ausgelösten Gefährdung zur Verfügung? Eine grundsätzliche Orientierung bieten das Denken in Ordnungen und die Unterscheidung zwischen konstituierenden und regulierenden Prinzipien des Wettbewerbs, die der Ordoliberalismus nach Walter Eucken vorsah, der moderne, radikale Neoliberalismus hingegen nicht mehr kennt. Konstituierende Prinzipien begründen erst den Markt, die regulierenden halten ihn am Laufen. Ein freiheitlich-demokratisches Gemeinwesen kann den wirtschaftlichen Wettbewerb nicht nach neoliberaler Logik isoliert und als ungeregelten Selbstzweck einfach geschehen lassen. Er

Demokratie braucht Urheberrecht

Unsere liberale Gesellschaft hat Voraussetzungen. Zu diesen zählen Gemeinwohl, Bürger im Diskurs und eine freie Presse. Das gilt es zu schützen, ganz konkret. *Von Jan Nicolaus Ullrich*

lungen und zwischenmenschliche Kommunikation als Wirtschaftsgüter. Auf diese Weise hat die Politik unreflektiert zugelassen, dass unter dem Mantel des technologischen Wandels wirtschaftliche Kräfte demokratiekonstitutive Bereiche entern, ökonomisieren und nach der Effizienzmaxime ausrichten.

Denkt man diesen Prozess fort, verkehrt sich das Subordinationsverhältnis von Staat und Markt (Teilnehmer) langsam, aber sicher ins Gegenteil: Es wird nicht mehr nach der Demokratiekonformität der Marktwirtschaft gefragt, sondern die Demokratie ganz einfach marktkonform gemacht. An die Stelle des Zoon politikon rückt der Homo oeconomicus. Die US-amerikanische Politologin Wendy Brown hat diesen Paradigmen- und Prioritätenwechsel als „Neoliberalismus' stealth revolution“ beschrieben. Dass es sich hierbei um einen schleichenden Prozess handelt, liegt im Hinblick auf die Big Techs vor allem daran, dass sie, den Nutzeroberflächen ihrer Angebote nach zu urteilen, besonders demokratieverträglich erscheinen. Das ist, wie erläutert, jedoch nur bedingt der Fall.

Zurück zu Böckenförde, dem freiheitlichen Staat und seinen Voraussetzungen: Böckenförde wollte nicht staatlichen Fatalismus und Passivität herbeiredern. Für ihn stand außer Frage, dass sich der Staat in Sorge um seine eigene Existenz und in Verantwortung gegenüber seinen Bürgern um den Nährboden, aus dem er seine demokratische Kraft zieht, kümmern soll. Zwar kann der Staat seine Voraussetzungen nicht erzwingen. Er kann jedoch für die

ist in den gesamtgesellschaftlichen Kontext zu stellen. Aus diesem Kontext heraus kristallisiert sich die positive Wirtschaftsordnung, der Rahmen, innerhalb dessen sich freier Wettbewerb erst entfalten kann, darf und soll. Staat und Markt nach dem ordoliberalen Ansatz stehen nicht in Antithese, sondern in Synthese zueinander.

Um den demokratieabträglichen Nebeneffekten der Digitalökonomie abzuwehren und Ähnlichem vorzubeugen, kann der Staat (die EU) nun sowohl regulieren als auch lenkend die Rahmenordnung ausgestalten. Intermediäre sind zwar praktisch, nützlich und sehr bequem – systemrelevant sind sie nicht. Zum einen besteht unter dem Aspekt der Regulierung die Möglichkeit, demokratiefördernd in den Wettbewerb einzugreifen, um direkt privatwirtschaftliche Tätigkeiten mit negativen Effekten zu unterbinden. Zum anderen steht es dem Staat (der EU) offen, im Bereich der konstituierenden Prinzipien, bei der Ausgestaltung der positiven Wirtschaftsordnung, diejenigen Kräfte zu stärken, die zu seinem Bestehen beitragen, etwa durch Zu-/Anerkennung subjektiver Rechte, noch genauer: durch die Schaffung und Stärkung von Urheberrechten als private Eigentumspositionen. Denn die Leistungen von Urhebern, Produktionsunternehmen, Sendern und Presseverlegern gehören zu diesen Kräften. Sie stiften allesamt Kultur und damit Gemeinwohl und tragen auf unterschiedliche Weise qualifiziert zur (gegenseitigen) Wissens-, Meinungs- und Willensbildung bei. Mit anderen Worten: Ihr urheberrechtlicher Schutz ist demokratietheoretisch gerechtfertigt.

Wer kennt das nicht?

Eine „queere“ Serie bei Funk: „Straight Family“

Eine junge Frau mit Kapuzenpulli sitzt im Zug und liest versonnen, ihr Blick schweift aus dem Fenster, durchs Abteil. Immer wieder begegnet er dem einer anderen Dunkelhaarigen, die ein paar Reihen hinter ihr sitzt. Die lächelt, steht auf, läuft in einer sehr figurbetonen Jeans sehr einladend vorbei. Momente später liegen sie sich auf der Bahn-Toilette in den Armen.

Mit dieser die Sanitäranlagen der Deutschen Bahn in schillerndes Licht rückenden Anfangsszene will die Serie „Straight Family“ in die Lebenswelten junger Menschen einsteigen: Nach letztem Stand der Recherchen reist diese Spezies durch Neuseeland oder braut mit Betäubungsmitteln versetzten Schnaps, hat Geschwister, die schwul oder lesbisch sind oder ist es selbst, muss sich mit reaktionären Großeltern befassen, nimmt Drogen. Und sucht auf öden Bahnfahrten Zerstreuung.

Die Recherchen sind auf sieben Studierende der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin zurückzuführen, die „Straight Family“ unter der Leitung von Jana Buchholz produziert haben, nach amerikanischem Vorbild, wie es jetzt bei Funk heißt, wo es als „queere Webserie“ zu sehen ist. Nur wenige Minuten dauern die bisher verfügbaren fünf Folgen. Sie handeln von Lara (Luise Helm), die gerade festgestellt hat, dass sie lesbisch ist, und ihrer Familie, dem Bruder Leo (Ben München), der mit seinem Freund eine Queer-Bar betreibt, die aber der homophoben Großmutter gehört. Die glaubt immer noch an die Tradition ihrer Bierkneipe und droht mit der Enterbung.

Man kann sich natürlich fragen, warum bei Funk ein entsprechend deklarierendes Format erscheint, während man bei ARD und ZDF sonst gern auf klassische Rollenbilder setzt. Dann geht es aber gar nicht besonders um Genderfragen, sondern um den Versuch einer Familie, beim Besuch der Großmutter den Schein von Normalität zu wahren. Das gerät äußerst skurril: Der verstorbene Familienvater sitzt als Pappfigur am Esstisch. Die Küche der Kneipe ist ein gekachelter Ort, an dem man weitaus Schlimmeres erwarten würde als das klägliche Ende eines Backhähnchens. Die Großmutter, eine herrlich giftige, neunzig Jahre alte Us Conradi mit gelbem Hut, verwandelt sich im Delirium der Austauschschülerin in ein riesiges Küken. Immerhin: Der Auftritt der Mutter, die Lara mit den Worten „Ich möchte deine langen Haare so sehr“ begrüßt, ist aus der Lebenswirklichkeit gegriffen.

Das ist alles sehr unterhaltsam und erinnert ein wenig an Bryan Fullers bizarre Märchenserie „Pushing Daisies“. Und Luise Helm, die sich als Lara beim Kiffen geschworen hat, die Wahrheit über ihr Sexleben zu sagen, darf sogar ein paar Weisheiten beitragen: „Toleranz heißt für mich, das wir nett zueinander sind, obwohl wir uns nicht verstehen“, erklärt sie ihrem Bruder.

Wären da nicht die bemühten Abmoderationen nach jeder Folge, in denen je ein Protagonist ganz unpräzise fragt: „Vielleicht kennt ihr so was auch?“ Die schlimmsten Drogenerlebnisse und intimsten Geständnisse sollen bitte in der Kommentarspalte mitgeteilt werden. Auf der Website heißt es, eine Online-Auswertung sei geplant. Was auch immer Funk mit dem Ergebnis vorhat, es ist peinig und nimmt den Folgen ihre Wirkung. Am Ende eskaliert dann noch alles in feinstem Trashmovie-Manier. Man rechnet mit dem entsprechenden Abspann. Aber so weit, über das Schicksal debattieren zu lassen, ist man dann doch nicht. ELENA WITZECK

Straight Family ist auf Funk abrufbar.

Mit Anfang dreißig hat man noch Träume, aber rote Rosen regnet es dann doch nicht

„Sex and the City“ spielt jetzt in München: In der urkomischen Serie „Servus Baby“ suchen vier junge Frauen das Glück und wollen von allem nur das Beste haben

Generation Zeitvertrag. Eigentlich kann man sich nur noch begraben gehen, meinen Lou, Mel, Eve und Tati, wenn sie nicht gerade losziehen, um Spaß zu haben. Vier attraktive Frauen um die dreißig, in einer Großstadt mit unendlichen Möglichkeiten der Partner- und Berufswahl und ebenso vielen Gelegenheiten, Zeit zu verschwenden, mächtig danebenzuliegen und wieder von vorn anzufangen. Die einzige Verbindlichkeitsnotwendigkeit, das Baby, lässt ihre Freunde zu gurrenden „Pupupu gemacht, lululu“-Idioten mutieren, die dem Nachwuchs an der Windel riechen und für jeden Geschäftsabschluss selbst Lob erwarten. Wobei die Väter, ausnahmslos in sozialprestigefördernder Elternzeit, noch krasser neben sich stehen als die Mütter, die sich in „Servus Baby“, einer urkomischen, urbayerischen Miniserie des BR, wenigstens Restpragmatismus bewahrt haben.

Das muss anders gehen, mit feuchtfröhlichen Erwachsenenpartys statt Kinderfestspielen, findet Lou (Josephine Ehlert) an ihrem runden Geburtstags, zu dem die Gäste ansonsten Dildos und Flaschenhalter mitbringen. Minuten bevor Dauerfreund Domi (Frederic Linkemann) mit ihr Schluss macht, weil ihre Kollegin Annabel

le (Sina Reiß) wegen des unbefristeten Vertrags in der Agentur nicht so rumgezeit hat wie sie und gleich schwanger geworden ist – von Domi. Also heißt es zurück auf Los für Lou, mit guter Hoffnung auf wilden Spontansex. Bloß wie jetzt, und was soll man machen, wenn das biologische Zeitfenster nur noch einen Spalt breit offensteht und jeder ungeplante Windstoß es zuschlagen kann? Die Zeit rennt schneller, als das Schicksal Haken schlagen kann, und das nächste Oktoberfest steht schon vor der Tür. Eizellen einfrieren, wie es Mel (Genija Rykova) vorschwebt, wäre eine vernünftige Alternative. Wenn man nur so vernünftig wäre, wie es der eigene Anspruch an die Lebensplanung vorsieht.

„Servus Baby“ von Natalie Spinell (Buch und Regie) und Felix Hellmann (Buch) borgt sich sein Szenario von „Sex and the City“, wendet es aber ins entschiedene Bodenständige. Humor der Marke derb bis krachledern und wiederkehrende Situationskomik (Hundebesitzer mit Mops als Running Gag) treffen auf weibliche Hauptfiguren, die einem wie der ewige Stenz ständige ans Mitgefühl gehen. Statt Manhattan spielt München die fünfte Hauptrolle, statt Soho gibt es Schwabing, statt am Hudson



Alles eine Frage der richtigen Packung: Tati (Xenia Tiling), Mel (Genija Rykova) und Lou (Josephine Ehlert, von links) beim „Wellnessen“. Foto BR

River fließt der Strom der Tränen am Strand der Isar. Wo Carrie & Co. glamourös und beruflich top unterwegs waren, sich herrliche Appartements mit opulenter Ausstattung leisten konnten, kämpfen diese vier Heldinnen des Alltags hart um einen Festanstellungsvertrag zu unsittlichen Konditionen und eine bezahlbare Wohnung in Innenstadtnähe. Oder ein WG-Zimmer ohne körperliche Gegenleistungsforderung. Oder suchen den passenden Mann oder die ideale Beziehung – was nicht dasselbe ist, wie Eve (Teresa Rizo) in der dritten Folge zu beweisen sucht, in der sie über der unbeantworteten Frage, mit wie vielen Frauen ihre große Liebe Basti (Maxi Schafroth) wohl geschlafen habe, dramatisch verzweifelt.

Bei den Eltern ist alles anders. Die sind entweder dauerhaft getrennt lebend wie Lou Mutter (Ulrike Kriener), die im rustikal Hofambiente Schweinebraten für die Kinder macht und auf Enkel wartet, oder sie verbringen Asienurlaube mit peinlichen Kursen für Vagina-Pingpong (man frage nicht) zur Belebung ihrer Langzeitlebesbeziehung, wie Tatis Eltern. Tati (Xenia Tiling), die in der vierten Folge im Mittelpunkt steht – jede ist aus anderer Freundin-

nenperspektive erzählt –, trifft es am härtesten. Als Typ burschikose Freundin auf dem Singlemarkt wenig gefragt, ist ihr nach einem Mädels-Wellness-Trip nach Südtirol nicht nur wegen Alkohols andauernd übel, und sie ist überraschenderweise die Erste, die vor dem Altar Bekanntschaft mit einem ziemlich abgefahrenen Pfarrer macht.

„Mit 35 wollten wir durch sein“: Daraus wird nichts in diesen vier mal dreißig Minuten mit hoher Witz- und Realitätsdichte (betitelt „Hölle“, „Manisch“, „Himmel“ und „Panisch“). Mel trifft mit dem Arztkollegen erstmals seit langem einen Mann, der keinen One-Night-Stand will und sie nicht für eine reife Trophäe hält. Seit rüstige Rentner ihr im Englischen Garten beim Joggen aufhelfen mussten, kümmert sie sich mehr um Fitness als um Falten. Tati könnte eine wunderbare Mutter werden, vielleicht aber auch eine superfrustrierte. Eve und Basti, steht zu vermuten, schweben auf Wolke sieben in den Untergang. Die verlassene Lou macht nach siegreicher Donut-Diät eventuell ein Cupcake-Café auf. Eine zweite Staffel muss her, und zwar schnell. Die Frauen haben doch keine Zeit. HEIKE HUPERTZ

Servus Baby, heute um 20.15 Uhr im BR Fernsehen, im Internet abrufbar unter www.br.de